

HANSER

Roddy Doyle

Rory & Ita

Eine irische Geschichte

Übersetzt aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann

ISBN-10: 3-446-20568-3

ISBN-13: 978-3-446-20568-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20568-0>
sowie im Buchhandel

Ita »Er war extrem dünn und hatte ein sehr schmales Gesicht, aber wunderschönes Haar, schwarz und lockig. Sein Gesicht hat mir gefallen. Er war aufgeschlossen und unkompliziert, er war große Klasse. Wenn wir zusammen waren, haben wir die ganze Zeit geredet. Er war immer sehr witzig und konnte gut mit Menschen umgehen. Und was auch sehr wichtig war: Mein Vater mochte ihn auf Anhieb. Als ich ihn zum Kennenlernen mit nach Hause brachte, war er bei uns zum Tee eingeladen, das war so üblich. Die meisten Leute aßen mittags warm und dann abends das, was wir Tee nannten. Er sollte also an einem Sonntag zum Tee kommen, und bestimmt war er doch ein bißchen verlegen, und mein Vater war von Natur aus sehr schüchtern. Als Rory kam, saß mein Vater über einem Kreuzworträtsel – die waren seine Leidenschaft – und knobelte an ein paar Fragen herum. Er gab Rory die Zeitung, vielleicht um seine Schüchternheit zu bemänteln, und Rory konnte ihm alles sagen, und damit war er akzeptiert. Dazu kam, daß Rory beim Independent arbeitete. Für die Druck- und Zeitungsbranche hat sich mein Vater von jeher brennend interessiert, weil er selbst ja in Enniscorthy beim Echo angefangen hatte, da ist ihm wohl ein bißchen Druckerschwärze in die Blutbahn geraten. Jedenfalls haben sie sich dank Rorys Beruf und dank der Kreuzworträtsel danach bestens verstanden. Wir »gingen miteinander«, so sagte man damals, und trafen uns jede Woche. Im Sommer bin ich noch mit Noeleen nach Kilkee gefahren, und Rory hat eine Wandertour rund um Cork gemacht, danach waren wir wohl das, was man ein Paar nennt. Aber an seinen ersten Kuß kann ich mich nicht erinnern, da muß ich mich fast schämen. Und einen Heiratsantrag wird er mir wohl gemacht haben, aber ich muß gestehen, daß ich mich auch an den nicht erinnern kann, obwohl das doch angeblich immer eine hochromantische Angelegenheit ist. Meine Stiefmutter hat ihn sehr gut aufgenommen. Pearl war schlau. Leuten, die mein Vater mochte, tat auch sie schön. Und einen Menschen, aus dem mein Vater sich nichts machte, lehnte auch sie ab, manchmal ohne jeden persönlichen Grund. Daß mein Vater jemanden nicht mochte, kam allerdings nur selten vor, er war sehr verträglich. Sie hat sich schnell an Rory gewöhnt. Daß er Whiskey trank, kam ihr sehr entgegen, der spielte ja eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Einmal hat sie Heiligabend – da waren wir schon verlobt – Rory einen heißen Whiskey nach dem anderen

aufgeschwätzt. Es war ein sehr kalter Tag, und jedesmal sagte sie mit zunehmend schwerer Zunge: ›Auf einem Bein kann man nicht stehen‹ – Máire und ich haben das später aus Spaß oft zitiert. Aber dann hat Rory den letzten Bus nach Tallaght verpaßt. Joe und ich haben mein Fahrrad rausgeholt. Es war nicht viel Verkehr, ich habe Rory aufs Rad gesetzt, und er ist losgesaust, den Hang runter und weiter nach Tallaght. Es waren fast fünf Kilometer, aber er hat's überlebt. Er ist in einem Graben gelandet und am Weihnachtsmorgen aufgewacht und irgendwie nach Hause gekommen, niemand hat was gemerkt. Ein Mann hat sich über ihn gebeugt, als er im Graben lag, und gefragt: ›Alles in Ordnung, Junge?‹ Vor dem ersten Treffen mit seiner Familie war ich sehr aufgeregt, aber das wäre nicht nötig gewesen. Sie haben mich mit offenen Armen aufgenommen. Rory war der Älteste, da war es schon was Besonderes, wenn er jemanden mitbrachte. Er hatte fünf Schwestern und zwei Brüder, sie wohnten damals alle noch zu Hause, und wie sich herausstellte, war ich mit Aileen, einer seiner Schwestern, auf der Handelsschule gewesen. Sie haben mich alle sehr herzlich begrüßt, und danach war alles ganz einfach. Ich wurde regelmäßig zum Essen eingeladen, und der Tisch hat sich nur so gebogen unter all den guten Sachen. Sein Vater war ein sehr sanftmütiger Mensch und klein von Wuchs. Rorys Mutter schmiß den Laden, er hielt sich still im Hintergrund, aber sie hat ihn immer respektiert. Er war still und gütig, und man hatte den Eindruck, daß er das Leben genoß. Rorys Mutter konnte wunderbar organisieren. Sie war groß und stattlich, eine geradezu königliche Erscheinung mit ihrer geraden Haltung und in einem dieser verschlußlosen Mäntel, die damals so modern waren.* Sie trug gern breitrandige Hüte, die nur Frauen wie sie tragen konnten. Und sie sah toll aus mit Stöckelschuhen. Hohe Absätze mußten sein, egal, ob sie krumm und lahm davon wurde. Sie hatte auch einen sehr starken Willen. Sie hatte ein wunderschönes Gesicht, weich und voll, und sie gab auch mit vollen Händen. Eine sehr großzügige Frau, nichts war ihr zuviel. Und Tante Lil war eine Nummer für sich – klein und füllig und immer gut gelaunt. Vom ersten Tag an gehörte ich für sie zur Familie.** Onkel Bob ließ sich nicht oft blicken, er war mir gegenüber ziemlich zurückhaltend, aber sehr höflich, und nannte mich ›Mam‹. Onkel Bob liebte große Frauen. Er verehrte Jackie Doyle's Frau Delores, weil sie so hübsch und so groß war, aber sein

Versuch, ihr seine Bewunderung begreiflich zu machen, ging gründlich schief, er sagte nämlich: ›Also das muß dir der Neid lassen, als die großen Größen verteilt wurden, hast du ordentlich laut ‚Hier!‘ gerufen.‹ Wir sind viel gewandert. Im Kino waren wir natürlich auch, meist im Classic in Terenure, aber oft ging es raus in die Berge um Dublin oder nach Rathfarnham, an St. Enda’s vorbei und weiter hoch, da ist jetzt alles bebaut. In Rathfarnham gab es den Bottle Tower, der ist jetzt auf allen Seiten von Häusern umgeben, damals waren da überall noch Felder, ideal zum Wandern. Manchmal sind wir auch mit dem Bus nach Bohernabreena gefahren und dann einfach losgelaufen. Ich hatte was Süßes dabei und er seine Pfeife, wir sind gelaufen und haben uns dabei unterhalten. An Essen gehen im Restaurant war damals gar nicht zu denken. Das Höchste der Gefühle war ein Imbiß – Eier mit Speck oder kalter Schinken und dazu grüner Salat mit Tomaten, harten Eiern und Salatcreme. Rory aß am liebsten Setzeier mit weißen Bohnen und Fritten. Die Kellnerin guckte immer ein bißchen komisch, denn weiße Bohnen paßten eigentlich nicht zu Eiern und Fritten, aber er bestand auf den Bohnen, er war eben seiner Zeit voraus.« »Wir hatten beide ein Postsparbuch. Wieviel ich jede Woche gespart habe, weiß ich nicht mehr. Ich verdiente vier Pfund und zehn Shilling die Woche und gab zehn Shilling zu Hause ab, Daddy meinte, das wäre genug. Ich hatte mit fünfundzwanzig Shilling angefangen, das war damals ein ganz ordentliches Gehalt, später bekam ich dreißig, und dabei blieb es ein paar Jahre. Die Professoren zahlten zwar das Gehalt aus, aber ich glaube, eine richtige Vorstellung davon, wieviel jede bekam, hatten sie nicht. Meine Chefin, Miss O’Toole, fand, daß wir versuchen sollten, eine Gehaltserhöhung herauszuschlagen, und hatte sich ausgedacht, daß ich als die Jüngste zum Professor gehen und ihn darum bitten sollte. Ein bißchen mulmig war mir schon, damals hatte man noch großen Respekt vor dem Chef, auch wenn man gut mit ihm auskam, aber ich bin dann zu Professor O’Kelly hineingegangen und habe um die Gehaltserhöhung gebeten. Natürlich wußte er, daß die anderen mich geschickt hatten, er war ja nicht auf den Kopf gefallen, und sagte, er würde es sich überlegen. Wir bekamen unser Gehalt immer freitags in einem kleinen Umschlag, und an dem Freitag danach waren bei mir drei Pfund drin, demnach hatte sich mein Gehalt verdoppelt. Den anderen hatte er überhaupt nichts draufgezahlt, und deswegen gab es

fast einen kleinen Aufstand. ›Sonst hat ja niemand um eine Gehaltserhöhung gebeten‹, sagte Professor O’Kelly, zog die dünnen roten Augenbrauen hoch und ging raus. Ich war hin und weg, so habe ich mich gefreut, das hatte er gemacht, weil er wußte, daß die anderen mich geschickt hatten. In der nächsten Woche hat er denen dann auch was draufgelegt. Und später bekam ich eben vier Pfund und zehn Shilling. Ich konnte hundert Pfund als Anzahlung für ein Haus sparen, und Rory bekam auch hundert Pfund zusammen. Seit unserer Verlobung hatte ich immer ein bißchen was weggelegt, und er hatte es genauso gemacht.« [...] Wir hatten einiges an Hochzeitsgeschenken – dreimal Unsere Liebe Frau von Lourdes und zweimal das Jesuskind von Prag und zwei famose Wasserkessel –, aber gespart werden mußte trotzdem. Wir hatten kaum genug für die Hochzeit mit allem Drum und Dran – Taxis zur Kirche und zum Hotel für die Gäste, die Tanten und die übrige Familie. Zu Hause drehte sich alles nur noch ums Zuschneiden von ellenlangen Stoffbahnen und ums Nähen und um die hochwichtige Frage der passenden Hüte, und da habe ich mich ehrlich gesagt soweit wie möglich rausgehalten und mich nach dem Essen schleunigst verdrückt, denn so richtig konnte ich das ganze Getue nicht nachvollziehen. Zwei Leute heiraten – na und? Aber was da bei uns ablief, war schon ziemlich heftig. Meine Schwestern konnten großartig nähen, die Begabung war ihnen wohl schon in die Wiege gelegt worden, entsprechend ernst nahmen sie die ganze Sache. Ich ging zu Clery’s, kaufte einen grauen Anzug und ein weißes Hemd, einen Staubmantel, eine Kordjacke und graue Flanellhosen und einen grünen Velourshut mit breiter Krempe. Damit dürfte ich der bestgekleidete Habenichts in ganz Irland gewesen sein. Mein Bruder Jackie war der Brautführer, er trug einen Anzug in einem helleren Grauton. Ita und ich gingen zum Gemeindepfarrer von Terenure, um die Einzelheiten der Trauung, Tag und Zeitpunkt und so weiter, mit ihm zu besprechen. Hochwürden regte an, die Kostenfrage so bald wie möglich zu regeln, um an dem großen Tag jede Ablenkung zu vermeiden. Er war scharf auf sein Honorar, ganz klar, wahrscheinlich hat er oft genug sein Geld nicht bekommen. Dann kam er auf das Aufgebot zu sprechen. Damals konnten sich die sogenannten ›besseren Kreise‹ mit fünf Pfund von der kirchlichen Vorschrift freikaufen, das Aufgebot von der Kanzel verlesen zu lassen.* Das

christliche Irland vertrat damals die Meinung, daß Paare, die ihr Aufgebot in der Kirche verlesen ließen, zum Bodensatz der Gesellschaft gehörten. Da Ita und ich diese Ansicht nicht teilten, eröffneten wir Hochwürden, wir seien gern bereit, das Aufgebot verlesen zu lassen. Als ich nach Hause kam und beiläufig davon erzählte, wurde meine Mutter fuchsteufelswild. Die Ausdrücke, mit denen sie Paare belegte, die ihr Aufgebot verlesen ließen, würde man heute als politisch inkorrekt bezeichnen. Fast zeitgleich mußte sich Ita von ihrer Stiefmutter mehr oder weniger dasselbe anhören. Wir waren beide in Ungnade gefallen. Um des Familienfriedens willen machten wir uns noch mal auf den Weg zu Hochwürden, um unsere Entscheidung rückgängig zu machen. Er lächelte still und streckte die Hand nach unserer Fünf-Pfund-Note aus.* Zu unserer Hochzeit kamen sechs meiner Tanten, aber kein Onkel. Meine Familie war vom Land, da hätten die Männer mit solchen Sachen nichts zu tun, sofern es sich nicht um die eigenen Kinder handelte. Die Frauen schon. Sechs Tanten also und alle meine Geschwister und was noch so zusammenkam, es war eine stattliche Zahl, aber niemand mußte zu Fuß gehen. In der Nacht davor hatte ich gut geschlafen, aber bei den letzten Vorbereitungen, der Bestellung der Taxis und den Wegen zu den Tanten, die ja wissen mußten, wann man sie abholen würde**, hatte ich mir eine Erkältung geholt. Sie kam erst gegen Abend richtig raus, ich mußte ein paarmal niesen, aber es war auszuhalten. Die Trauung zog vorüber wie ein Traum, ich habe kaum etwas davon in Erinnerung behalten. Aber ich weiß noch, daß sich draußen eine größere Menschenmenge versammelt hatte, Itas Nachbarn und etliche meiner zahllosen Verwandten. Ein Fotograf tauchte auf – wir hatten nicht daran gedacht, einen zu bestellen –, der mehrere Gruppenfotos machte. Auf einem steht eine ältere Dame aus Balrothery, Mag Carthy, in der ersten Reihe. Mag hegte eine besondere Zuneigung für mich, vielleicht weil ich, wenn wir uns in Tallaght sahen, nett und höflich zu ihr war. Diese Behandlung war sie sonst nicht gewöhnt, deshalb wollte sie bei meiner Hochzeit nicht fehlen, obwohl wir sie nicht eingeladen hatten. Auch meine Freunde Dick McGuirk und Gwen waren gekommen, um uns zu gratulieren, sie hatten vierzehn Tage vorher geheiratet.* Der Empfang nach der Trauung verlief sehr harmonisch, das Essen war phantastisch, alle waren trotz der frühen Stunde glücklich und zufrieden. Jackie hielt eine kurze Rede, und ich

bedankte mich bei der Brautjungfer und allen Gästen. Mehr Reden wurden nicht geschwungen.** An Telegramme kann ich mich nicht erinnern, damals war so was bei Hochzeiten noch nicht üblich, aber mein Vater – er hätte noch einem Zinkeimer Töne entlocken können – entdeckte das Klavier und machte ein bißchen Musik zum Mitsingen. Wir ließen sie singen, denn wir mußten zum Zug.«